Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 34 (1966)
Heft: 5

Artikel: Zerbrochen
Autor: Targetos, Stren
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-568673

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZERBROCHEN

«Du liegst doch neben mir — ich habe für dich den Fensterplatz besetzt!»

Wieder traf mich ein Strahl aus wasserhellen Augen und einmal mehr gehorchte ich wie gelähmt, nickte nur und stieg, den Rucksack am Arm, nach oben, wo die meisten Kameraden bereits mit Auspacken beschäftigt waren. Beim letzten Kissen des Massenlagers stand vor dem Fenster die alte schwarze Reisetasche, die mich immer ans Köfferchen des Zauberkünstlers in meinem ersten Kinder-Bilderbuch erinnerte. Rasch bettete ich den Schlafsack auf die Matratze, schob mein Gepäck in die Ecke und sprang, das Rumoren und Lachen der Andern nicht weiter beachtend, die steile Treppe wieder hinunter, um Heinz jetzt zu danken. Dass er sich so auffallend um mich bemühte, war mir kaum verständlich. Vor bald drei Monaten, als er, der Neuling im Internat, an seinem ersten Schulmorgen plötzlich hinter meiner Bank stand, musterte er mich wie soeben mit demselben durchdringenden Blick. Zugleich warf er die schwarze Tasche, die ihm offensichtlich sowohl Schulmappe wie Gepäckstück war, genau auf meinen Platz und bemerkte, es gefalle ihm sehr gut hier, worauf er sich sofort setzte. Ich selber drückte mich reichlich verdutzt in die leerstehende Nachbarbank. An jenem grauen Novembermorgen hatte ich Eis in den Graben zwischen unsere beiden Schulbänke gelegt und meine gut anerzogene zurückhaltend-schweizerische Gesittung wurde kühle Fassade, die kein Tauen mehr zuliess.

Heinz war Auslandschweizer, war Halbwilder dazu, was jedermann sofort bemerken konnte, denn von seiner peruanischen Mutter hatte er nicht nur das blauschwarze Haar und die wulstig unter der Stirne stehenden dichten Brauen geerbt, sondern auch seine flach ansetzende, trotzig und fleischig zugleich hervorgeschwungene Nase mit ihren zu grossen Nüstern und die kräftigen, herrlich weissen Zähne des breiten Mundes, welchen volle, sehr stark gerundete und gerötete Lippen umrandeten. Die bleiche, zarte Haut jedoch, auf der, das ganze Gesicht leicht verlängernd, sich bläulichdunkler Flaum wie Schatten die Schläfen entlang nach unten zog (der gleiche Flaum über der Oberlippe liess diese selbst noch röter und das Weiss der Zähne schimmernder erscheinen), seine blässliche Haut also, die wasserklaren Augen und das eckig hervortretende Kinn waren bestimmt vom Vater, einem Schweizer, stammende Merkmale: Mir und allen Kameraden wurde rasch bewusst, dass Heinz, wenn auch aufreizend fremd gezeichnet, seinem Wesen nach doch einer von uns war, ein Gleichartiger, der in zwingend unbekümmerter Weise nach kurzer Zeit schon sich Achtung und Ansehen verschaffen konnte, einer, der es sogar verstand, innerhalb der Klassengemeinschaft die Führerrolle zu spielen, indem er — seine Fremdartigkeit mochte ihm dazu helfen — viele meiner eigenen Freunde an sich zog, was natürlich zur Folge hatte, dass ein heimlicher, unter der kühlen Oberfläche heiss und zäh geführter Kampf zwischen uns entbrannte, der nur dann für kurze Zeit zu meinen Gunsten entschieden schien, wenn Heinz träumte. Oft sass er nämlich in seiner Bank und schaute zu mir mit Augen, die alles Strahlen verloren hatten und nur in dumpfer Ergebenheit suchten, fragten, und dabei, so erzählte er später, waren es Erinnerungen, die ihn quälten: das Heimweh nach seinen Eltern im fernen Land, nach frühgewohnter Ungebundenheit auf den verschiedenen, grossen Farmbetrieben. Ich nickte ihm zu in solchen Momenten, lächelte auch, doch die Kühle blieb weiterhin Gewohnheit.

Jetzt aber, während der vierzehntägigen Wintersportferien, die sämtliche Zöglinge unserer Schule alljährlich im Skihaus des Instituts in Grindelwald verbrachten, war Gelegenheit zur Aenderung da, wenn ich eine Aenderung herbeiführen wollte. Aber ich konnte gar nicht mehr wollen; Heinz hatte in seiner typischen Art gehandelt, bevor ich nur plante. Dort stand er am Stubenfenster und blickte zur kalt und düster ragenden Eigerwand empor.

«Heinz», rief ich ihm entgegen, «danke, das hast du fein gemacht. Am Fenster liege ich gerne, frische Luft ist im Lager doch immer besonders begehrt. Komm mit mir, du sollst nicht hier stehen; ich zeige dir jetzt das ganze Haus. Von der Terrasse oben musst du erst die Aussicht bewundern, von dort sieht man alles viel besser.»

Mehrere Tage vergingen in reiner Fröhlichkeit. Heinz war meiner eigenen Gruppe zugeteilt worden, denn ich selbst als mittelguter Skifahrer hatte laut Abmachung mit unserm Sportlehrer und Lagerleiter die erste Klasse, alles Anfänger zu betreuen.

«Heute wollen wir die jüngsten Fortschritte begiessen», lachte Heinz am Abend des dritten Tages, «ich lade Herrn Skiprofessor samt allen übrigen Kameraden unserer Gruppe zu einer Runde ein!»

Unten im Dorf hatten wir uns in die Ecke einer gemütlichen Wirtsstube gedrängt. Heinz goss Bier in die hohen Gläser, bis der Schaum überquoll und in weisslicher Bahn auf die schwarze Schieferplatte des grossen runden Tisches rann. Dann setzte er sich neben mich hin, und auf seinen Befehl leerte jeder von uns das Glas zwei- oder dreimal. Ich trank das erste Bier in meinem Leben und spürte bald, wie ein warmes Gefühl — la vie en rose, so dachte ich — in mir hochstieg, wie mein Körper leichter wurde, als wolle er irgendeinem traumverlorenen Ziel entgegentreiben. Langsam, zufällig fast, aber mit sich behutsam steigerndem Druck presste Heinz das Knie dicht an meines, wobei traurig und verlangend zugleich sein heller Blick mein Gesicht streifte, als taste er an einer verbotenen Türe. Ein Schauer fuhr in meine leise Trunkenheit, durchkreuzte meine Träume; bebend wollte ich dem Druck nachgeben, ihn erwidern, wollte ... Aber halt, mit plötzlichem Griff, mechanisch einer Regung folgend, die mich dies alles zerreissen hiess, fasste ich den Schenkel des Kameraden und drückte die drei mittleren Finger von innen kräftig gegen das Knie, sodass Heinz augenblicklich hochschoss.

Wir waren alle ziemlich hastig aufgebrochen und schritten durch tief und schmal eingepflügte Winterpfade. Später stellte Heinz, der hinter mir gehend mit einigen Kameraden halb rückwärts gewandt plauderte, mir überraschend das Bein und stiess mich in die weissen Haufen am Wegrande, was ich sofort mit sicher und empfindlich treffenden Schneebällen beantwortete. Die andern halfen mit, ergriffen aber seine Partei, was mich zur Flucht trieb. Heinz nahm die Verfolgung auf und, neben mir angelangt, warf er sich mit voller Kraft in den Schnee, mich niederreissend, da er vorher meine Brust mit festem Griff umklammert hatte. Wir wälzten uns lachend und schimpfend, während die Kameraden dabeistanden, uns anfeuerten und das Ganze wie ein Schauspiel genossen. Heinz war zweifellos der Stärkere, mochte es mich hingegen aus irgendwelchem Grunde nicht fühlen lassen, sodass ich Führung gewinnen konnte und — der Sieg schien sicher — bereits aufstehen wollte, als er plötzlich die Beine um mich schlang, meinen Oberkörper hart auf seine Brust hinunterzwängte, um gleichzeitig den Kopf mit beiden Händen so zu fassen, dass unsere Lippen aufeinander lagen; dann aber drehte er mein Gesicht seitwärts, flüsterte mir ins Ohr: «Du bist

schön, jetzt weisst du es endlich», und stiess mich fast im selben Augenblick mit Händen und Beinen von sich weg.

Mitten in jener Nacht erwachte ich aus Träumen, die von heissem Ringen im Schnee und vom Kampfpreis, von hohen, überschäumenden Gläsern gegaukelt hatten, wobei ein fremdartiges Lustgefühl den ganzen Körper durchlief. Völlig aufgewacht aber lag ich ruhig, atmete regelmässig und ahnte plötzlich, dass Heinz neben mir ebenfalls nicht schlief, dass er mich beobachtete und auf jede meiner Regungen lauerte. Den langsam Erwachenden spielend, begann er nun zu stöhnen, sich zu bewegen und drehen, wodurch er, der fast immer wie ich auf dem Rücken ruhte, mir das Gesicht zuwandte und mit seinem Atem meine Wange streifte wie mit leisem Hauch. Denn im Drehen hatte er sich näher an mich herangeschoben; auch lag jetzt, scheinbar zufällig, seine Hand auf dem obersten Teil meines rechten Schenkels, und von dort her strömte wellengleich die Lust wie Fieber durch meinen Körper, das Herz laut zum Hals hoch hämmern lassend und den Kopf mit wirren Träumen füllend, die sich in brennendes Verlangen verdichteten: gleichsam wie ein rotlockender Magnet zog jene andere Hand meine eigene an, dass sie sie ergreifen und hinführen solle, wo Sehnen und Verlangen in gespannter Kraft warteten. Jedoch in diesem Moment, als mein Arm sich bewegte, meine Hand die andere suchte, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke «Sklave, wenn du jetzt erliegst», und, die begonnene Bewegung weiterführend, streckte ich den Arm zur Wand hinüber, warf mich herum, atmete mehrmals tief die kühle, vom Fenster strömende Luft ein und lag wieder still.

Während der folgenden Tage war Heinz kein gelehriger Schüler. In seinen blauen Augen — sie suchten mich heimlich häufig, um, wenn ich es bemerkte, sofort abzugleiten — sah ich wieder jene Heimwehnebel, die ich so gut kannte. Die Nächte durchschlief er meist unruhig. Ich selber lag lange wach, beobachtete den Gang der Sterne, und während ich die strahlenden Pünktchen im schwarzen Grunde schimmern sah, um ihre Wanderungen und Konstellationen Phantasiebilder bauend, wurde mir oft bewusst, wenn jeweils Gedanken und Vorstellungen vom nächtlichen Himmel wieder zurückkreisten in die vielfältig atmende Enge des Schlaflagers, zu den Kameraden, zu meinem Nachbarn, dass Heinz beim Ringkampf im Schnee etwas unglaubhaft Besonderes mir ins Ohr gerufen hatte, etwas, das nachhallte, das genau so wenig zu vergessen war wie jene brennende Lust und das Verlangen, welches ich damals plötzlich abgebrochen und unterdrückt hatte, das jedoch seither öfters wiederkehrte, fast jede Nacht, wenn ich nur lange genug daran zurückdachte. Immer aber blieb ich jetzt allein mit Sternen, mit Gedanken und vor allem mit der Frage: Wenn ich die Hand ergriffen hätte? Der Schläfer drüben erwachte nicht mehr, drehte sich auch nicht mehr nach mir um.

Tagsüber versuchte ich ihm durch alle Schwierigkeiten noch besser zu helfen als vorher. Wir übten mit zäher Geduld. Sein Wille und der geschmeidig-kraftvolle Körper siegten schliesslich, sodass Humor und Fröhlichkeit wieder ungehemmt herrschten. Am Ende der zweiten Woche bewilligte unser Sportlehrer den Plan, mit der bessern Hälfte meiner Gruppe auf die Kleine Scheidegg zu fahren. Er wählte aus der obersten Skiklasse einige Kameraden als Begleiter, damit wir in möglichst geschlossener Kolonne, Anfänger in der Mitte, die prächtige Abfahrt zu meistern vermochten. Ein herrlich strahlender Tag brach an, die Bergbahn war vollgepackt mit Skifahrern. Wir hatten uns in denselben Wagen gedrängt, verloren aber rasch jeden Zusammenhalt. Nur Heinz war in Sichtweite stehen geblieben. Langsam schob er sich zwischen zwei älteren Engländerinnen

durch so nahe heran, bis er die Skier in meine Hand drücken konnte, worauf ich sie hinter mir in die Ecke zu stellen versuchte. Dann zwängte er weiter und stand, meine Hände kräftig packend, schliesslich so dicht vor mir, dass sein Körper fast glatt an dem meinen auflag. Erschrocken blickte ich ihn an und trat auf seinen Fuss, was er nur mit stärkerem Griff und frohem Augenzwinkern beantwortete. Es war nicht möglich, noch weiter zurückzuweichen, denn schmerzhaft spürte ich die scharfkantigen Skier im Rücken, während Heinz mir die Arme mehr und mehr nach hinten stiess und das Knie zwischen meine Schenkel presste: Mit schelmischem Lachen deutete sein Kopf dazu nach beiden Seiten, wo das Gedränge so gross war, dass ihm scheinbar keine andere Art von Stellung übrig blieb. Plötzlich, der Zug hatte soeben etwas abbremsen müssen, was die Skier und mich selbst mit Heinz zusammen leicht verschob, begann das Verlangen jener Nacht neu und unaufhaltsam emporwachsend besondere Kraft, ein wilder Rausch in mir selber zu werden, diesen andern, bewunderten und oft beneideten Menschen einmal ganz zu bezwingen und zu beherrschen. Ich riss eine meiner Hände los, fasste Heinz damit im Rücken und zog ihn noch näher, so dicht heran, dass ich glaubte, ich sei vollständig versunken in diesen Körper. So standen wir, während langsam Kraft und Lust zum Ueberquellen reiften. — Und nach langer Zeit, so schien es mir, beugte sich Heinz noch einmal vor und flüsterte: «Mein Freund».

Mein Freund! Wir waren unzertrennlich von diesem Tage an durch all die vielen Wochen, während des Frühlings und Sommers, im Zelt, das Heinz für die Wochenende gekauft hatte, an Seen und Bächen, in öden Bergtälern, auf Höhen, während der Ferien durchstreift, und im herbstlichen Tessin, wo die letzten Sonnentage uns Pläne in grosser Zahl schmieden liessen, wir waren glücklich und wussten kaum, was es bedeutete: Glück, denn was fragten wir im Uebermass danach, waren wir doch Freunde zusammen!

Aber dann kam jene Novembernacht. Heinz wohnte seit mehreren Wochen nicht mehr im Internat, da eine Verwandte seines Vaters ihn zu sich in ihr Stadthaus genommen hatte. Ich besuchte an jenem Abend allein das Theater in der wenige Bahnstationen von unserm Institut gelegenen Stadt. Heinz war kein Opernfreund. Klassische Musik, besonders Haydn und Mozart, mochte er nicht leiden, und «Don Giovanni» wurde gespielt. Ich war aufgewühlt von der dämonisch-geballten, so erschreckend direkt sprechenden Musik; es schien mir unmöglich, nach der Vorstellung sogleich zu schwatzenden Leuten in irgendein Abteil des Zuges zu steigen. Ich schlenderte hinüber unter die leis im Nebeldunst tropfenden Bäume am Seeufer, wo ich im angrenzenden Park, an einen dunkeln Stamm gelehnt, vor mich hinzuträumen begann. Besonders lange mochte ich kaum dort gestanden haben, als sich zwei Schatten aus den zur Seite liegenden Büschen lösten und dicht hinter mir auf den Weg traten, um diesem folgend, die nächstgelegene Strasse zu erreichen. Heinz — der Name schrie wie Brand in mir auf — ich hatte ihn erkannt, deutlich auch seine Stimme gehört. Ich sah ihn dort mit einem älteren Herrn auf die Fahrbahn treten. Nein, nein, das kann, das darf nicht . . . Schon war ich an derselben Stelle, am Rande der hellerleuchteten Strasse, während die beiden drüben in ein Auto stiegen, das sofort anfuhr und bald darauf nach rechts zur Seite abbog. Ich stand still und dennoch drehte sich alles fortlaufend rund um mich herum; ich glaubte zu versinken, drehend in eine tiefe, dunkle Tonne zu stürzen. Zugleich stieg bittere Uebelkeit in mir auf. Ich schritt zu einer Bank, beugte mich über die Lehne, erbrach. Dann sackte ich schlaff, wie leergepumpt, auf den Sitzplatz nieder. — Langsam, wohl nach

längerer Zeit erst, wurde mir etwas besser. Aber ich hörte die Stimme noch, die Stimme meines Freundes, wie sie eine lächerliche Geldsumme nannte, und ich sah ihn dabei, meinen Freund, er presste seinen Arm dem Alten in die Seite. — Hätte ich hier doch einfach sterben können! —

Aber ich starb nicht. Nein, ich lebe jetzt sogar verhältnismässig glücklich, sehr gesichert auf alle Fälle, recht eigentlich wohlhabend, wenn ich das blühende Geschäft, mein wohnlich bequemes Haus und nun die nicht mehr ganz hübsche Gemahlin samt ihren vier Kindern, die natürlich auch die meinen sind, so recht ins Auge fasse; nein, ich starb damals nicht. Einzig von der Liebe hielt ich nie mehr viel. Sie ist eine Hure, und was sie verspricht bleibt nur Schall und Traum. Besser, man hält sich an alles, was zu berechnen und im voraus abzuwägen ist. Aber eben, damals war ich siebzehn, ein schöner Sommer, und heut' sind dreissig Jahre darüber vergangen. —

*

Anmerkung des Verfassers:

Nun, lieber Leser, das Leben selbst hat diese Geschichte erfunden. Ich setzte mich nur im Auftrag eines mir persönlich bekannten Mannes hin und zeichnete, so genau und knapp es gelingen mochte, das vorliegende Stück seiner Erinnerungen auf, für welches er selber den Titel «Zerbrochen» bestimmte, während ich jetzt, abschliessend, aus eigner Ueberzeugung anmerken möchte, dass die Ueberschrift «Ein Bürger» weit besser passen würde, denn bestenfalls ist mein Bekannter nach jener entscheidenden Enttäuschung zum Bürger geworden, bestenfalls, sage ich, war er doch vielleicht schon immer so etwas wie ein kleiner Spiesser gewesen, nicht wahr? Aber, meine Leser, lassen wir diesen Zusatz flüchtiger Gedanke sein und bleiben wir beim pathetischen «Zerbrochen», im Namen der «Bürger» unter uns: bleiben wir dabei. Stren Targetos

*

Diese Kurzgeschichte wurde beim letztjährigen Wettbewerb mit dem 5. Preis ausgezeichnet.

Lob einer Frau

Als Einundzwanzigjährige gewann Jacqueline Bouvier, die spätere Mrs. Kennedy, im Jahre 1951 den 16. Platz im «Prix de Paris» der amerikanischen Zeitschrift VOGUE unter 1280 Teilnehmern. Hier ist ein Ausschnitt aus einem ihrer preisgekrönten Aufsätze:

Es sind drei Männer, denen ich unter allen am liebsten begegnet wäre. Sie lebten in dem Zeitraum zwischen 1850 und 1925. Ich nenne sie einfach in chronologischer Reihenfolge: Charles Baudelaire, Oscar Wilde und Sergej Diaghilew...

Baudelaire und Wilde waren Söhne reicher Väter, die wie Dandys lebten, alles durchbrachten, was sie besassen, und schliesslich in Armut starben. Beide waren Dichter, die das Sündhafte mit Offenheit schilderten, und doch spürte man, dass sie an höhere Ideale glaubten... Wilde, ein typischer Vertreter der spätviktorianischen Zeit, konnte in dem Geistesblitz eines Epigramms aufleuchten lassen, was berühmte Reformatoren erst in Jahren zustande brachten... Wilde sagte es nicht so bewusst, aber ich finde die gleiche Wechselwirkung in seiner Dichtung, die Hitze aus Moschus und Gold, die aus einer Blumenvase im Musikzimmer aufsteigt. Was für ein Genuss müsste es sein, beider Poesie in Musik zu übersetzen oder zu malen...

Deutsche Presse-Notiz